Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Daheim!
Autor: Vögtlin, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571496

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wann?

Wann kommt der Friede in die Welt,
Von dem die Völker lang geträumt?
Wann bauen wir das Laubgezelt
Dem Retter, der so lange säumt?

Aus tausend Domen steigt empor
Das Lied der Liebe, reich und rein;
Doch ach, es hallt, ein dumpfer Chor,
Kartaunendonner fern darein!

Ein Feuer härtet Kreuz und Pfeil,
Das Schwert zum schweren Waffengang;
Zu einem Gott flehn wir um Heil
Und um der Brüder Untergang.

Wir graben Gräber, tief und weit,
Der Völker Blüte sinkt hinein.
Von schönem Tod, von gutem Streit
Lügt prahlend mancher kalte Stein.

Wo schläft der Mann, wo schläft der Held,
Der mit des Siegers Flammenschwert
Den tausendköpf'gen Drachen fällt,
Der sich von Blut und Tränen nährt?

Wann trägst du, Göttin wunderbar,
Dein hehres Antlitz unverhüllt?
Wann kommt, wann kommt das große Jahr,
Das aller Edeln Traum erfüllt?

Alfred Huggenberger.

Daheim!

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Erzählung von Adolf Vögtlin, Zürich.

Es schien, als wolle der Winter sich im Lande dauernd ansässig machen. Seit Wochen lag das Zeichen seiner Herrschaft, der weiche Hermelinmantel, in strahlender Weiße auf dem breiten Bergsattel, von dessen einem Buckel der spitze rote Kirchdachreiter von Ytikon mit seinem goldenen Hahn auf den welligen Bergabhang und den in der Tiefe ruhenden See hinabscheint. Nur im Dörfchen, das ihm zu Füßen liegt, waren die Straßen leicht angeschmutzt. Aber je weiter er blickte, desto reinlicher wurden sie, bis sie sich in der stillen weißen Einsamkeit oder in dunkelgrünen Tannenbeständen, die mit einem blanken Zottelschleier verhängt waren, wie starrgewordene bläuliche Bächlein verloren.

Auf einem dieser Bänder ging, die Eisenspitze seines Stockes mit der rechten Hand fest aufsetzend, girrenden Schrittes ein Knabe, die Pelzmütze tief über die Ohren gezogen, das kurze Wams eng zugeknöpft und die Linke wohl in der Hosentasche geborgen. Von Zeit zu Zeit

blieb er stehen und sah an den mit vereinzelten blauschattenden Obstbäumen bepflanzten Mulden entlang forschend zum Waldrand hinauf. Er legte dabei die flache Hand vor die Augen, um die Blendung abzuhalten; denn des Winters Geschmeide strahlte in der scharfen Nachmittagssonne von allen Seiten grell auf ihn herein. Aus dem letzten Haus des Dörfchens trat jetzt ein stattlicher Mann in fremder guter Tracht mit entschiedener Haltung auf die Straße heraus und bemühte sich, das Bübchen einzuholen, was ihm nach einigen hundert Schritten gelang.

„Grüß dich, Wernerli!" redete er das Bübchen an.

Dieses stand still, besah sich den Mann mit großen Augen, und da er ihm nicht übel zu gefallen schien, sagte es nach einigem Zögern mit freundlicher Verwunderung: „Gott grüß Euch!" indem seine fröhlichen schwarzen Augensterne an der forschen Gestalt des Mannes haften blieben.

„Wie geht's deiner Mutter?" fragte der Fremdling jetzt.

„He," lächelte das Bübchen, „sie ist gesund!"

„Singt sie immer noch wie ein Vogel im Hanfsamen?"

„Sie kann es wohl, tut es aber selten!"

„So sag ihr, sie solle es nicht verlernen; denn der Toni aus Amerika sei da, und der höre es so gerne!"

Wernerli kam nicht aus der Verwunderung heraus.

„Wo willst denn hin, so allein?"

„Zum Bühlwald hinauf!"

„Was gibt's dort zu tun?"

„Nichts; muß nur den Onkel heimholen!"

„Den Thies oder den Thomas, den Roten oder den Schwarzen?"

Jetzt wurde das Bübchen neugierig. „Ja, kennt Ihr sie? Ihr seid doch nicht aus dem Dorf!"

„Bin nicht aus dem Dorf und kenne sie doch besser als du, Wernerli!" Das sagte der Mann mit traulichem Ton. „Komm, wir wollen ein Stück Weges miteinander gehen ... Darfst mir dein Händchen schon geben!"

Er faßte ihn bei der Hand und sagte: „Sieh mich mal an! Kennst du mich nicht?"

Das Knäblein forschte in den Zügen. Nach einigem Besinnen antwortete es:

„Kennen tu' ich Euch gerade nicht; aber ..."

„Was denn?"

„Daheim hat die Mutter ein Bild; das sieht Euch ähnlich!"

„So, tut es?"

„Nur ist Euer Bart größer, aber der im Bild gerade so wegrasiert um den Mund herum, wie bei Euch!"

„Und wie heißt sie den Mann?"

„'s ist mein Vater in Amerika. Aber der ist gestorben!"

„So, gestorben ist er? Da wißt ihr mehr als ich. Sag deiner Mutter, er sei wieder lebendig geworden und Toni heiße er, da du's nicht weißt!"

„Aber," fragte jetzt das Bübchen ganz verwirrt, „gibt es denn das, daß ein Toter wieder lebendig wird?"

„Freilich gibt es das; in Amerika ist alles möglich. Darum heißt es die Neue Welt. Den besondern Fall wirst du später schon verstehen lernen... Dort drüben" — der Mann blickte zum Waldrand hinauf — „wimmelt's aber einmal von Leuten! Das ganze Dorf scheint beim Holzfällen zu sein! Sie wollen wohl den ganzen Forst umbringen!"

Vom Waldrand her kamen unter dem rauhen Hott und Hüst der Fuhrleute einige Pferdegespanne, die schlanke Tannenstämme aus dem Gehölze über die weiße Mulde hinunterschleiften, indem nur das dickere Ende auf schwerfälligen Schlitten gekettet auflag.

Nun stellte sich Werner breitspurig hin, machte hohle Hände und hielt sie als Schalltrichter vor den Mund.

„Onkel Thomas!" stieß sein dünnes Stimmchen hinein. Aber es trug nicht weit genug und versank in der Schneewand des Hügels wie eine Kugel im Sand. Dafür flappten quäkend ein paar Krähen von einer Baumkrone weg.

Da sagte der Fremde: „Ich will dir helfen!" Und nun schallte seine mächtige Stimme vom Walde zurück: „Onkel Thomas!"

Eine dunkle Gestalt löste sich droben aus dem Gewimmel los, trat heraus und zeichnete sich deutlich an der Schneehalde ab.

„Es ist der Onkel!" sagte der Fremdling.

„Sollst heimkommen!" quiekte Werner.

„Sollst heimkommen!" wiederholte des Fremdlings voller und warmer Baß, und es gab ein klares Echo.

Der droben an der Schneehalde stapfte bedachtsam einige Schritte abwärts, legte die Hand vor die Augen und beobachtete. Dann rief er: „Was ist los?" „Heimkommen!" gaben die ungleichen Rufer zur Antwort. „Schnell!" fügte des Knäbleins hohe Stimme hinzu.

Als Thomas auf Sprechweite herabgekommen war, wiederholte er seine Frage: „Was ist denn, Werner?"

„Der Großvater ist gestorben. Sollest ein Roß mit heimbringen, hat die Mutter gesagt."

Thomas schien nicht überrascht zu sein; er watete gleichmütig im tiefen Schnee heran, stopfte mit dem Daumen den Tabak in der brennenden Pfeife fester, tat ein paar Züge und bemerkte kühl vor sich hin: „So, also ... gestorben ... ist er? Zu ungeschickter Zeit!"

Plötzlich beschleunigte Thomas seine Schritte. Er hatte Toni erkannt, kam auf ihn zu und entriß ihm barsch des Knaben Hand.

Toni schoß das Blut in den Kopf. Die Augen funkelten ihm von der Glut eines ehrlichen Zorns. Doch hielt er an sich und rief dem Davoneilenden bestimmt, aber ohne zu schreien, nach: „Thomas, das tust du zum zweiten Mal nicht!"

Darauf wandte sich Thomas um und knurrte ihn an: „Kannst ja mitkommen, wenn die Peitsche haben willst! Wo sie in der Richtershausermühle am Nagel hängt, weißt du ja. Deinen Jungfernbub da rührst mir aber nie mehr an, verstehst?"

„Die Peitsche, hahaha!" lachte Toni. „Warum drohst du nicht grad mit dem Karabiner? Du abgedankter Dragoner!"

„Eine Flinte mit Hasenschrot genügt für dich!" entgegnete Thomas trotzig und zog Werner, der, von dem Geschüttel unangenehm berührt, nur unwillig folgte, mit sich.

„Onkel, du hast ja das Roß nicht mit!" mahnte der Knabe; allein der erzürnte Onkel schüttelte ihn zur

Antwort von neuem und herrschte ihn an: „Schweig!“ — Gemessenen Schrittes folgte Toni den beiden, ohne mit dem Unholden weitere Worte zu wechseln. Während sie die Straße zur Schlucht hinunterstiegen, wo am rauschenden Wasser die Richtershausermühle mit Scheunen und Ställen in mehr als haustiefer Versenkung lag, watete Toni im weglosen Schnee dem Rand der Schlucht nach und überschritt den Bach oberhalb des wunderlich vereisten Wasserfalls. Einmal stand er still und schaute forschend zur Mühle hinunter. Er sah, wie dort in der Tiefe unter dem breiten Vordach der Mühle eine dunkelgekleidete Frau einen leichten Fuhrschlitten rüstete. Schwarze und weiße Tauben trippelten und flatterten unruhig um sie herum. Er wartete auf einen Blick von ihr. Als sie aber nicht Miene machte, in die Höhe zu schauen, ging er in verdrossener Haltung weiter und verschwand bald im nächsten Hause des Dörfchens, woher er gekommen war.

Indessen erschien Thomas mit dem Knäblein auf dem Mühlplatz. Als er sah, wie seine Schwester an dem Schlitten herumhantierte, Strohbänder hineinlegte und eine dunkle Decke darüberbreitete, schritt er auf sie zu. Die Tauben flogen erschreckt auf, schwangen sich in weiter Spirale in die blaue, noch sonnige Luft hinauf und ließen sich auf einem von Schnee entblößten Teil des Schuppens nieder.

„Was machst denn da, Lene?“ fragte er scheinbar erstaunt.

„He, du siehst's ja! Wir wollen ihn doch zum letzten Mal weich betten! Er hat hart genug gelegen in der letzten Zeit!“ Dabei warf sie Thomas einen vorwurfsvollen Blick zu, sodaß er sich von ihr abwandte. „Aber wo hast denn das Roß gelassen? Du solltest ja gleich zur Stadt fahren, um ihn im Spital abzuholen!“

„Ja, das fehlte jetzt noch!“ entgegnete er mürrisch, schlug die schwere Haustür hinter sich zu und stieg die Treppen hinauf.

Einen Augenblick stand Lene betroffen da. Dann ging sie, Werner an die Hand nehmend, ihm entschlossen nach und kam in der Stube gerade dazu, wie er sich am Schenktisch ein Glas Roten eingoß und es austrank.

Sie sah ihm schweigend zu, schickte Werner in die Küche hinaus und sagte nun ängstlich: „Bruder, was soll denn das heißen?“

„Was denn?“

„Daß ihr ohne Roß heimkommt!“

„Wozu denn ein Roß? Hat dir denn der Thies nicht gesagt, daß wir ihn drinnen begraben lassen?“

„Den Vater ... im Spitalacker?“

Aus ihren weitgeöffneten Augen starrte die Furchtbarkeit des ihr unerträglichen Gedankens, ihren Vater anderswo als im heimatlichen Kirchhof begraben zu wissen.

„Das habt ihr im Ernst ausgemacht? Vor seinem Tode ausgemacht?“ fragte sie ungläubig. „Ja, was seid ihr denn ...“

„Was liegt daran? Sechs Fuß tief unter dem Boden bettet man uns überall gleich gut!“

„Ist's möglich, den Vater! Du weißt doch, wie es sein einziger Wunsch war, im Kirchhofe droben neben der Mutter zu liegen! Und ihr wolltet ihn neben dem ersten Besten, vielleicht einem Lumpenkerl oder einem Verbrecher, verscharren lassen?“

„Du weißt doch, wie wir stehen, weißt, was für ein schlechtes Jahr wir hatten! Drinnen geht's umsonst; hier kostet mit allem, was drum und dran hängt, das Begräbnis mit dem Leichenmahl Hunderte von Franken!“

„Aha, schaut's da hinaus? Hat er auch so mit euch geknausert, wenn's in die Fremde oder in den Militärdienst ging? Hat er's euch nachgerechnet?“

„Brauchst dich nicht aufs hohe Roß zu setzen; sonst könntest leicht nochmal zu Fall kommen ...“

„Schäm dich, Thomas!“ schrie sie auf, und die Tränen schossen ihr in die Augen. „Ich meine, dafür hab' ich gebüßt, und wenn ich für zwei aß, so hab' ich auch für zwei gearbeitet. Und was der Bub aus mir gemacht hat, das brauche ich euch nicht zu danken. Ohne ihn hätt' ich's neben euch schon lange nicht mehr ausgehalten, und auch der Vater wär' euch davongelaufen ...“

„Das wär' ein Schaden gewesen!“ höhnte Thomas. „Aber die Zänkerei, ob's recht und anständig sei oder nicht, ist überflüssig. Es geht einfach nicht. Droben im Wald sind zwanzig Mann an der Arbeit. Die fünfhundert Stämme müssen vor der Schneeschmelze über die Wiesen geschleift und zur Abfuhr an der Straße bereit gelegt werden. In zwei, drei Tagen kann das Tauwetter kommen, und dann haben wir die Bescherung ... Von uns beiden ist keiner entbehrlich, das siehst du doch ein! Wenn wir nicht treiben, so arbeiten sie nicht, die Schlafmützen! Und an Pferden ist kein Bein zuviel. Sie kommen kaum nach mit Wegschleppen ...“

„Gut, wenn im Dorf keins zu haben ist, so kann man ja in der Stadt eines mieten. Es kostet ja nicht alle Welt. Ich will's aus dem Eigenen bestreiten, wenn's sein muß!“

„Kannst ja eine Kuh vorspannen oder den Stier!“

„O, du Unflat!“ jammerte Lene und schlug die Schürze vor's Gesicht.

„Was nützt es, dir Gründe aufzuzählen, erstens, zweitens, drittens? 's bleibt doch bei dem, was du dir in deinen eigensinnigen Weiberkopf gesetzt hast! Aber nachher, das ist bombensicher, wirst du die Suppe ausessen und die ganze Schmauserei aus deiner Tasche bezahlen, vorausgesetzt,“ fügte er zweifelnd hinzu, „daß es langt! Hab' deinen Eigensinn; aber blech dafür!“

„Es ist also ein abgekartetes Spiel zwischen euch?“

Die Antwort spülte Thomas mit einem zweiten Glas Wein hinunter, stülpte sich die Pelzmütze über den Kopf, sagte knurrend „Adie!“ schlug die Tür hinter sich ins Schloß und stürmte die Treppe hinunter. Fort war er und Lene mit sich allein.

Es kam ein Frösteln über ihre schlanke Gestalt, und sie stellte sich an den warmen Kachelofen. Aber der Gedanke, daß ihr alles überlassen sei und daß sofort gehandelt werden müsse, gab ihr Haltung. Um das Rechte zu treffen, durfte sie einfach ihrem kindlichen Gefühl folgen, das wußte sie. Allein die Mittel fehlten ihr, um dasjenige anzuordnen, was sie für ihres Vaters würdig hielt.

In peinlicher Nachdenklichkeit nahm sie, ohne es zu wollen, eine Handarbeit vor und begann zu stricken. Das gab ihr Ruhe und Sammlung. Die körperliche Aufregung fand ihre Ableitung in dem regelmäßigen Spiel der Hände und Finger, und mit ihrer Seele

blickte sie zum Fenster hinaus in die Höhe. Dort auf dem unfernen Hügel stand das Kirchlein mit dem roten Reiter und dem glänzenden Hahn darauf. Halblaute Gedanken gingen ihr über die Lippen. Wie viele Jahre hab' ich nun dort oben gebetet und im stillen gebüßt! Bin ich nicht im Bewußtsein, eine Schuld abtragen zu müssen, im Willen zum Guten erstarkt? Wie ernst hab' ich mir's vorgenommen, meinem Kinde zulieb das Beste aus mir zu machen, dem Vater im Diesseits eine treue Tochter zu sein und durch ein opfervolles Leben eine freundliche Begegnung mit der Mutter im Jenseits zu verdienen! Es ist doch nicht alles umsonst gewesen, kann nicht umsonst gewesen sein! Auf jeden Fall soll derjenige, der mich um gemeinsamer Schuld willen, vom Vater mit Schimpf vertrieben, verlassen mußte, wenn er je wiederkommt, mich seiner würdig finden.

Sie ließ die Hände auf den Schoß sinken. Weit, weit weg schweiften ihre Gedanken. Aber plötzlich schreckte sie auf. Sie hatte die nächste Pflicht vergessen. Eben kam Werner herein. Er mahnte sie an die drängende Gegenwart.

„Mutter, warum hast du geweint?" fragte er, sich in zärtlicher Teilnahme an sie schmiegend.

„Denk doch auch, Werner, jetzt hat der Großvater für immer die Augen zugemacht und den Mund geschlossen! Seine lieben Blicke werden nicht mehr auf dir ruhen, nicht mehr deine Schritte und dein Tun bewachen, und seine guten Worte werden nie mehr dein Herzchen erfreuen ... Jetzt hast du nur noch mich..." Sie umschlang den Kleinen, zog ihn an sich, und ihr Herz zuckte in schmerzlicher Freude. Er ließ ihre wilde Liebkosung über sich ergehen und fragte nur: „Aber gelt, Mutter, jetzt braucht er nicht mehr im Spital zu sein, da er doch tot ist? Jetzt holen wir ihn heim und legen ihn in seine Kammer, und dann geht er nicht mehr fort?"

„Ja, komm mit!" rief sie rasch aufstehend und fest entschlossen, das Notwendige allein zu tun. „Wir wollen ihn holen!"

Den Knaben hieß sie eilig seine guten Kleider anziehen, warf sich selber ins Leidgewand und versah beide mit warmen Ueberwürfen.

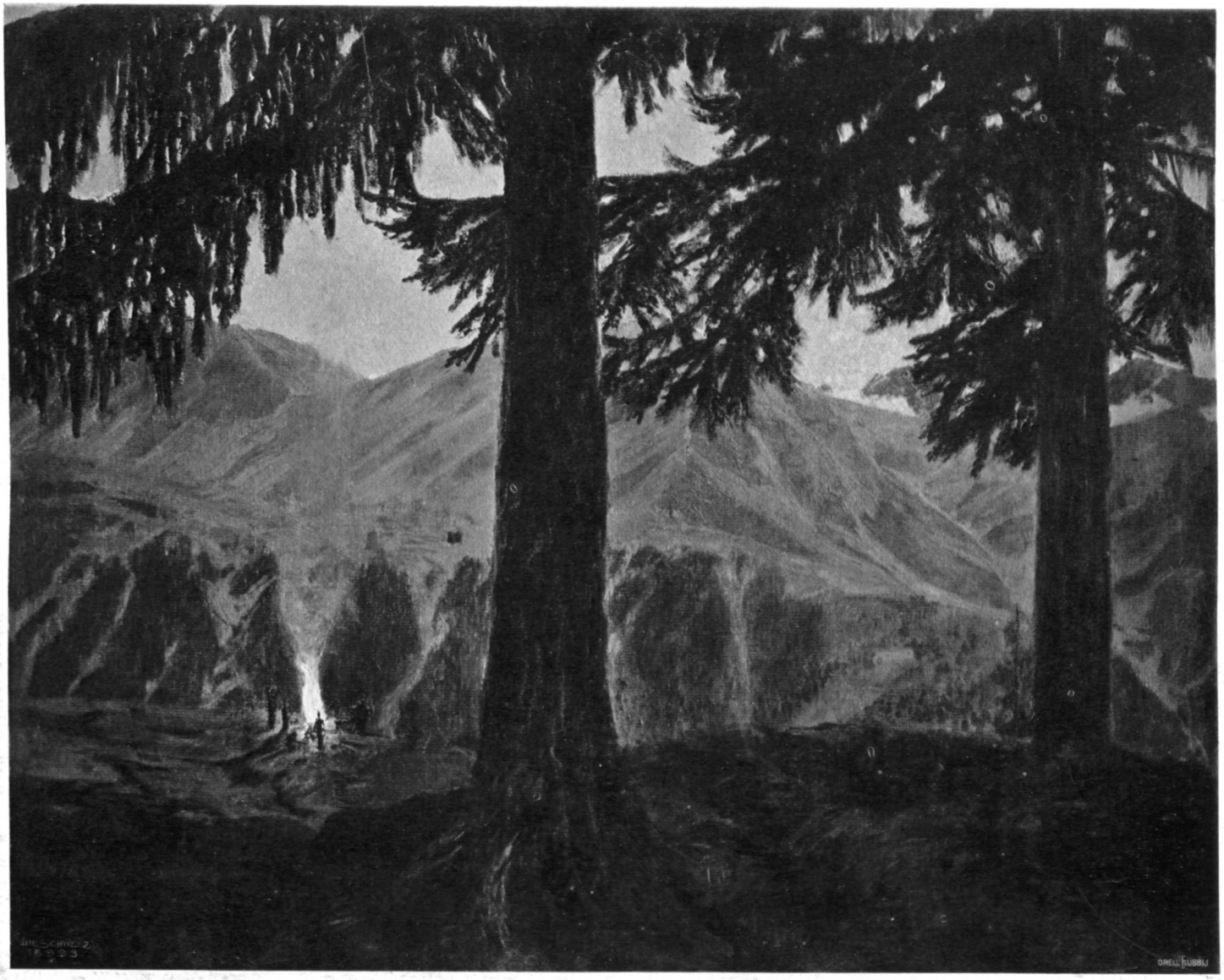
Den Hausschlüssel übergab sie einer alten Dienstmagd und erteilte ihr die nötigen Befehle für den Abend. Im Nu waren sie unten, stellten sich vor den Schlitten, warfen die Seilschlaufen über die Schultern und zogen an. Gar scharf ging es die Halde hinauf, und bald hielten sie unterhalb des Kirchleins von Ytikon an. Dort ließ Lene ihr Söhnchen warten und begab sich ins Pfarrhaus hinein. Als sie ins behagliche Studierzimmer trat, erhob sich der greise Pfarrer sogleich, kam auf sie zu, bot ihr die Hand und drückte die ihrige in freundlichem Mitleid. Da er sah, wie es um ihre Lippen zuckte, wollte er ihr das Sprechen ersparen und sagte: „Ich weiß, warum Ihr zu mir kommt, Lena. Gott sei mit Euch und helfe Euch das schwere Leid tragen! Von den Eurigen hilft Euch niemand, ich weiß es. Aber zu Eurer Erleichterung darf ich Euch eines sagen: Euern hilflosen Vater habt Ihr gehalten und gepflegt trotz einer, und ich weiß es von ihm selber, wie Ihr die Schuld Eurer heißen Jugend gesühnt und ihm die letzten Jahre in Freude verwandelt habt. Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn er in seiner aufbrausenden Raschheit den Toni, der trotz alledem ein wackerer Jüngling war, nicht von Haus und Hof vertrieben hätte. Euer Vater hat es bereut und sich darüber gegrämt. Drum sei nun alles vergessen! Gott gebe Euch Kraft und verhelfe Euch zu einem neuen Leben; denn Ihr seid jetzt einsamer als je. Wenn Ihr mich braucht, dürft Ihr mich jederzeit rufen!"

Es schütterte durch ihren Körper. Ihre Hand zitterte in derjenigen des Pfarrers. Sie suchte nach Worten, um dem Ueberdrang inniger Gefühle Luft zu machen, die seine Worte in ihr geweckt hatten.

„Ich danke Euch, Herr Pfarrer ... Ich danke Euch für ..." war alles, was sie herausbrachte. Tränen stürzten ihr übers Antlitz und überschütteten die Hand des Greises.

„Laßt es gut sein, Lena! Wir kennen einander ... Ich möchte noch den Tag erleben, da Ihr so heiße Tränen der Freude weinet... Und nun," sagte er mit fast geschäftlicher Ruhe, „wann bestatten wir den Richtershauser Müller? Ich denke doch, ihr holt ihn heim?"

Hans Beat Wieland, Basel-München. Schneeschmelze (1905).



Hans Beat Wieland, Basel-München. Sommernacht.

Hans Beat Wieland, Basel-München. Sommervögel (1906).

„Ja, Herr Pfarrer!"

„Also übermorgen um elf Uhr! Ich werde alles Nötige besorgen!"

„Wie gut Ihr seid!"

„Und nun, Gott mit Euch und Euerm Söhnchen!"

Als sie in den Schnee hinaustrat, war es ihr so leicht, als hätte sie ein seit Jahren auf ihrer Seele lastendes Geheimnis abgeschüttelt. So frei war ihr. Sie mußte stillstehen auf dem Schlittweg und tief aufatmen. „Wenn es das noch gäbe, ein neues Leben?"

Wie warme Hoffnung zog es ihr wohlig ins Herz hinein.

Und selbstverständlich war es doch, nach des Pfarrers Meinung, daß man den Vater im Dorfe begrub!

Sie war also auf rechten Wegen. Was ihr Herz befahl, sollte geschehen. Drüben über dem See, auf dem Kamm des langen Berges, stand die herrliche Sonne in voller Glut. Ihre purpurstrahlende Schleppe, die noch einen Teil des wie Seide schillernden Wassers bedeckte, raffte sie langsam an sich, um hinter den Berg hinabzusteigen.

„Mutter," rief Werner, „schau, der See brennt!"

Einen Augenblick standen sie da, selber von dem rosigen Schein überhaucht, der rasch den schneeigen Abhang zum Glühen brachte, und starrten in das wunderbare Schauspiel.

„So schön hab' ich's noch nie gesehen!" sagte Lene zu Werner.

„Vielleicht, daß es doch noch ein neues Leben gibt!" murmelte sie vor sich hin. „Ja, im Herzen muß man es neu machen! Es gibt eines, gewiß!"

Werner sah sie verständnislos an, schlüpfte in die Seilschlaufe und zog an. Jetzt ging es bergab, der Stadt zu. Der Schlitten glitt von selbst auf der stillen Straße dahin. Die Abendglut erlosch. Der See begann zu dampfen. Nebelwolken ballten sich in der Tiefe zusammen. Immer neue Schleier tauchten auf und verhüllten die Stadt, in immer mächtigern Schwaden kroch es grau den Bergabhang herauf, die Weiler verdeckend und jeden Ausblick hemmend. In schweigender Einsamkeit zogen die beiden abwärts. Ein Häslein huschte in ein paar Sätzen vorüber. Der Nebel schluckte es auf.

„Hast du ihn gesehen, Mutter? Ein Hase war's!"

„So!"

„Wenn ich nur so laufen könnte wie der! Wie der Blitz war er da und fort!"

Eine Krähe flog einem Gehöfte zu. Ein Hund schlug an, den sie nicht sahen. Dann ward wieder alles still; nur der Schlitten knirschte auf dem hartgefrorenen Schnee.

„Jetzt kommen wir ins Tobel, Mutter!“ sagte Werner, auf einmal ängstlich geworden.

„Was ist mit dem Tobel?“

„He, weißt du's nicht mehr? Da ist vor einem Jahr einer ermordet und ausgeraubt worden!“

„Uns tut niemand etwas!“

„Warum denn nicht?“

„Weil wir nichts zum Rauben haben!“ Sie gab sich Mühe, über ihr Elend zu lachen, um den Knaben zu beruhigen.

„Sieh, Werner, wie weiß der Reif dort an den Bäumen liegt! Wie Silberdrähte glänzen die Aeste aus dem schmutzigen Nebel heraus! Man merkt, daß man in der Nähe der Stadt ist mit ihren Fabrikschloten ... Aber ein Gutes hat's dort: Polizeisoldaten, die achtgeben auf die Spitzbuben und Räuber!“

Der Kleine zog, was das Zeug hielt, um schnell aus dem unheimlichen Tobel herauszukommen.

Nun ging es steiler durch den Wald hinab, bis sie zur steinernen Brücke kamen, die unten im Tobel über den Bach führt.

„Mutter, was ist das? Hörst du nichts?“ flüsterte Werner. „Das schaurige Geräusch, das einem durch Mark und Bein dringt?“

„Ach, das kommt aus der Schleiferei da unten im Tobel! Beile und Sägen schärfen sie da am Schleifstein. Das knirscht und kreischt so.“

An der andern Seite des Tobels hörte der Wald auf, und es wurde wieder heller vom Widerschein des Schnees.

Jetzt, da sich Werner in Sicherheit glaubte, ließ er das Seil schlaff und sagte: „Mutter, hast du den nicht gesehen? Dort hinten bei der Brücke, wo die Straße den Bogen macht und das Gefäll aufhört, stand einer!“

„Wer denn? Ein Eichbaum?“

„Nein, ein Mann mit einem großen Bart!“

„Was du nicht fabelst! Seit wann bist du denn so ein Angstmüller?“

„Und 's ist gewiß einer gewesen ... Ich glaub', es ist der Toni aus Amerika!“

Sie hielt an und ließ die Deichsel fahren. Der Schlitten stand still. Des Knäbleins Wort hatte ihr Herz getroffen wie ein Faustschlag. Sie brauchte einen Augenblick, um sich davon zu erholen und Atem zu schöpfen.

„Bub, woher kennst du den Toni?“ fragte sie erschreckt.

„Er kam doch heute mit mir zum Bühlwald!“

„Kam er? Wie sah er aus?“

„Fast aufs Haar so wie mein Vater im Bild!“

„Jesses!“

„Was hast, Mutter?“ fragte der Knabe besorgt.

„Es ist nichts! Hat er mit dir gesprochen?“

„Ja, er war freundlich mit mir, fragte mich nach dir und half mir den Onkel rufen. Aber nachher war Thomas bös mit ihm und sagte, er wolle ihm die Peitsche geben. Darum kam der Toni nicht mit uns zurück...“

„Bub, ich glaube, du flunkerst etwas zusammen!“

„Nein, Mutter, beim Eid nicht!“

„Pst, was sagst du da!“

„Er sagte auch, in der neuen Welt würden manchmal Tote wieder lebendig!“

„Er ist's!“ hauchte es ihr über die Lippen.

„Wer ist's, Mutter?“

„Häng an; wir müssen machen, daß wir noch bei Zeiten in den Spital kommen!“

Leise knirschend glitt der Schlitten auf der ebenen Straße dahin. Immer dichter und gelber wurde der Nebel, immer tiefer das Schweigen. Aber die beiden waren nicht mehr allein; ein dritter ging mit ihnen, ungehört und ungesehen, dem einen ein Rätsel, der andern ein Geheimnis.

„Unmöglich wär's ja nicht!“ überlegte Lene bei sich. „Versprochen hat er mir ja, mich zu sich zu holen! Aber warum hat er denn auf meine Briefe nicht mehr geantwortet, mich solange den Zweifeln überlassen? Und doch, nie hat er zuvor das Wort gebrochen! O, wenn er jetzt käme und Wort hielte!“

Ohne daß sie es gewahr wurde, schlug sie einen schnellern Schritt an, und Werner mußte in Trab übergehen, um nachzukommen. Gesund, wie ihr Herz war, hatte es rasch wieder Hoffnung gefaßt.

„Mutter, du läufst ja so schnell wie ein Reh!“

„Ja, es eilt auch, Werner!“ entgegnete sie. Sie wußte sogleich, daß dies nicht der Grund ihrer eiligen Gangart war. „Gott, wenn es möglich wäre!“ wiederholte sie im stillen. Ein Wohlgefühl quoll aus der Tiefe ihrer Brust herauf, eine ungestüme Kraft durchströmte sie, als hätte sich die kalte Winternacht plötzlich in einen warmen Frühlingstag verwandelt.

„Warum pochst du so laut, du da drinnen? O Herz, du bist das Land der unbegrenzten Möglichkeiten! Ihr Menschen sucht es jenseits des großen Wassers, und es ist in euch; ihr müßt es nur aufbrechen und urbar machen! O, mein Herz, wie süß und wunderbar ist dein Leben!“

Und über solchem Gedenken und Empfinden vergaß sie den Tod, und eh' sie es inneward, hüpfte ihr leise eine Melodie aus dem Mund:

Wollen nicht in zuckenden Schmerzen fragen:
„Fügt sich's auch?“
Wollen still zum hoffenden Herzen sagen:
„Wie sich's fügt!“

Als sie sich über dem ungewollten Singen ertappte und nachdenklich schwieg, rief Werner: „Ja, das hat er auch noch gesagt, der Toni: Du könnest singen wie ein Vogel im Hanfsamen!“

„Hat er?“ fragte sie mit einem Anflug von Freude.

Frei und sicher schritt sie jetzt dahin. Und wie nun auf einige Schritte Entfernung eine Straßenlaterne mit regenbogenfarbenem Licht aus dem Nebel auftauchte, war sie wieder selbstbewußt, kam es ihr vor, es habe ihr Leben wieder eine Richtung bekommen. Irgendwo mußte es einen Weg geben zu einem Stern, wie sie ihn seit Jahren vermißte.

„Nun sind wir in der Stadt!“ sagte Werner, erlöst von der Angst.

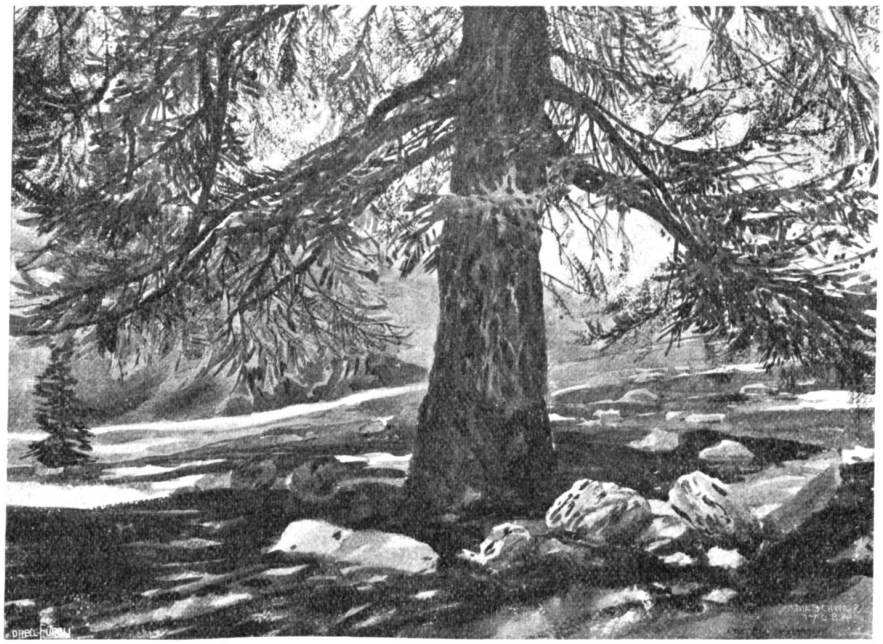
Einzelne Häuser, dann ganze Blöcke mit beleuchteten Fronten traten aus dem Nebel heraus, die Straßenzüge wurden lichter. Wie durch eine Traumgegend voll bunten lockenden Scheines gingen sie unverwandt auf ihr Ziel los. Endlich lenkten sie mit dem Schlitten in ein Gar-

tenportal ein, durchquerten einen Park und hielten vor dem Tor eines langgestreckten Gebäudes mit gleichmäßig verteilten, lichterfüllten Fenstern.

Als sie die Glocke zog und es schaurig aus der leeren Eingangshalle zurücktönte, wurde Lene erst wieder der Gegenwart inne und des traurigen Amtes, das sie freiwillig übernommen hatte. Es beengte ihr die Brust, als sie sich nun den Vater, den sie vor einem Tage noch im Leben gesehen, auf dem Totenbette vorstellte.

Allein der wirkliche Anblick blieb ihr zunächst erspart. Von dem Verwalter vernahm sie, daß man den Richtershauser Müller bereits in den Sarg gelegt habe, da Lenes Brüder den bestimmten Wunsch geäußert hätten, ihn im Spitalacker zu begraben. Es brauchte bloß noch der Deckel zugeschraubt zu werden. Die Auskunft Lenes schien ihm jedoch als gegenteilige Willensäußerung triftig genug, sodaß er gegen die Heimführung des Leichnams nichts einzuwenden hatte. Nur machte er ihr den Vorschlag, doch ein Pferd zu mieten, da sie schwerlich den Sarg allein auf den Berg hinaufbrächte.

„Irgend ein fremdes Tier, das man nicht kennt?" entgegnete sie. „Nein, das täte meinem Vater weh, wenn er es wüßte!"



Hans Beat Wieland, Basel-München. Alte Lärche (Aquarell, 1907).

„So gebe ich Ihnen einen Angestellten mit!"

„Lieber nicht, Herr Verwalter; der Vater ist ja auch nicht mehr schwer, ganz ausgehungert, wie er war ... Wird's nötig, so nehmen wir unterwegs Vorspann!" Der Verwalter hatte kein Recht, ihr seine Meinung aufzudrängen, gab den Toten heraus und ließ den Sarg auf den Schlitten laden. Die Laterne wurde angezündet, und weg fuhren sie in Nacht und Nebel hinaus.

(Schluß folgt).

Drei mittelalterliche Balladen.

Nachdruck verboten.

Von Ferdinand Vetter, Bern.

I. Bischof Gebharts Töchter.

Eine Konstanzer Sage.

Herr Bischof Gebhart steht im hohen Chor,
Das er errichtet Gott und Sankt Gregor,
Dem Kirchenvater, dem er selbst vielleicht,
Der Kirchenfürst, an Heiligkeit schon gleicht.
Wie er ihm würdig schmücke den Altar,
Vergoldend seiner Säulen Doppelpaar,
Ist nun des Bischofs Sorge Nacht und Tag,
Da karger stets des Opferstocks Ertrag.
Jetzt zu dem Volk von Konstanz, das ins Haus
Des Heilgen er entbot, tritt er hinaus:
„Im Herrn geliebte Söhn' und Töchter all,
Leiht Rat und Tat mir heut in seltnem Fall!
Vier Töchter hab' ich schön und wohlgemut;
Sie auszusteuern fehlt mir Geld und Gut:
Daß würdig ich sie bringe an den Mann,
Wie's ihnen ziemt und mir, wie fang' ich's an?"
Und rings im Kreis ein Flüstern sich erhebt:
„Vier Töchter? Ei, was man nicht all erlebt!
Der Heilige! Der Bischof! Seht doch an!
Ja ja, auch die sind halt wie jedermann!
Doch gut, daß er dazusteht! Mancher macht
Die Höll' uns heiß, der Schlimmeres vollbracht!
Wie sie wohl aussehn? Stattlich jedenfalls
Wie der Papa! Dem flog wohl an den Hals
Gar manche, niemand weiß heut mehr davon!
Kein Wunder auch, so ist man einmal schon!
Was für ein Mann er war, zeigt noch der Greis!
Ja ja, da muß man schon was tun! Wer weiß,
Was hier uns oder dort die Gabe frommt:
Heran zum Gotteskasten! Folgt mir, kommt!"
Da zieht der Vogt den schweren Beutel schon;
Ihm folgt zum Opferstock die Prozession:
Die Männer erst und Greise, ernst gesetzt,
In bunten Reihen Frau'n und Mädchen jetzt.
Die löst den Goldreif aus dem schwarzen Haar,
Aus zarten Ohren die der Perlen Paar;
Die streift den Demantring von weißer Hand,
Die knüpft vom Nacken das Korallenband,
Derweil herum die hellen Augen gehn:
„Ich gäb' was drum, die vier einmal zu sehn!"
Mit Lächeln sieht der Greis dem Schauspiel zu
Und überschlägt der List Gewinn in Ruh.